

Frank Voigt

„.... links vom Möglichen überhaupt“. Walter Benjamin und die Debatte um Karl Mannheims *Ideologie und Utopie*

Die Veröffentlichung von Karl Mannheims Buch *Ideologie und Utopie* provozierte um 1930 eine Debatte, die für die Beziehung von Judentum und Arbeiterbewegung in mehrfacher Hinsicht interessant ist. Zunächst, weil viele der an ihr teilnehmenden Intellektuellen jüdischer Herkunft waren: Mannheim selbst, der sich 1925 in Heidelberg bei Alfred Weber habilitiert hatte, 1930 als Nachfolger Franz Oppenheimers nach Frankfurt berufen wurde und im April 1933 auf der Grundlage des Nazi-Gesetzes zur „Wiederherstellung des Berufsbeamtenstums“ seine Stelle verlor; Max Horkheimer, dessen größerer Rezensionsessay zu Mannheims Buch von 1930 seine erste Aufsatzveröffentlichung überhaupt darstellte; die Philosophin Hannah Arendt sowie Herbert Marcuse, der damals noch nicht dem Frankfurter Institut für Sozialforschung angehörte, und schließlich auch der Philosoph, Literaturkritiker, -historiker und Übersetzer Walter Benjamin. Sie alle gingen 1933 ins Exil. Marcuse und Horkheimer zunächst nach Genf. Arendt über Karlsbad, Genua und Genf, wie Benjamin, nach Frankreich. Die Debatte ist interessant auch, weil Mannheims Begriff einer „sozial freischwebenden Intelligenz“ gerade diejenigen Intellektuellen herausforderte, die mit der Arbeiterbewegung in sympathisierender oder bisweilen organisatorischer Weise verbunden waren. Für Intellektuelle jüdischer Herkunft, die neben einer sozial oft prekären Existenz zusätzlich eine antisemitisch motivierte soziale und akademische Ausgrenzung erfahren hatten, ergaben sich unterschiedlich weit reichende Konvergenzen mit sozialdemokratischen, sozialistischen und kommunistischen Positionen, dies verstärkt nach den Krisen 1923 und ab 1929, die zu einer massenhaften Insolvenz von Zeitungen, Zeitschriften und Verlagen führten und ihre Lebensgrundlage bedrohten.

Die folgenden Ausführungen gehen der Frage nach, wie sich Walter Benjamin in dieser Debatte positioniert hat. Es wird sich zeigen, dass er sie aufmerksam verfolgt und in dreierlei aufschlussreicher Weise zu ihr beigetragen hat. Dafür ist es notwendig, Mannheims wissenssoziologisches Programm in einem ersten Schritt zu umreißen und darzustellen, welchen systematischen Ort seine Konzeption einer „sozial freischwebenden Intelligenz“ in ihm einnimmt. Um eine Kontextualisierung und Konturierung von Benjamins Positionierung zu ermöglichen, sollen in einem zweiten Schritt einige Beiträge in der Debatte nach der Veröffentlichung von *Ideologie und Utopie* nachgezeichnet werden, die verschie-

denen Strömungen innerhalb der Linken in der Weimarer Republik zugeordnet werden können. Dabei konzentriere ich mich auf zwei Themen: einmal, wie Mannheims Wissenssoziologie in ihrem Verhältnis zu historischer Forschung diskutiert und zum anderen, ob und wie Mannheims Intellektuellenkonzeption verhandelt wurde.

Karl Mannheims Wissenssoziologie in *Ideologie und Utopie*

Bereits in früheren Aufsätzen hatte Karl Mannheim sein Programm einer Soziologie des Wissens ausgearbeitet.¹ Sein 1929 veröffentlichtes Buch suchte sie in drei Kapiteln – *Ideologie und Utopie*, *Ist Politik als Wissenschaft möglich?* sowie *Das utopische Bewußtsein* – weiter zu entwickeln.²

Mannheims Programm zielte auf eine sozial gebundene Historisierung wissenschaftlicher Positionen. Er verabschiedete einen ontologischen, ewig gültigen Wahrheitsbegriff, um nachzuweisen, dass alles Wissen der Menschen in einer gesellschaftlichen Formation, sei es Philosophie, Ästhetik, Kunst oder den Wissenschaften, wesentlich durch den sozialen Standpunkt bestimmt ist, den die Menschen in ihr einnehmen. Die nun eingetretene historische Möglichkeit eines Aufzeigens dieses Standpunkts im Bereich des untersuchten Wissens sah Mannheim als eine Voraussetzung an, die er geschichtsphilosophisch abzusichern suchte. Denn erst jetzt werde durch die Koexistenz vieler „gleichwertiger“, „auch geistig gleich mächtige[r] Positionen, die sich gegenseitig relativieren“, in einer „sozial aufgelockerten Situation“ die „Tatsache“ sichtbar, „daß jeder historische Standort partikular ist“.³ Von hier aus zu einer politischen Wissenschaft zu gelangen, bedeutete für Mannheim die Vergegenwärtigung aller Standpunkte

1 Vgl. hierzu Mannheim, Karl: Das Problem einer Soziologie des Wissens. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Bd. 53 (1924/1925). S. 577–652; ders.: Ideologische und soziologische Interpretation der geistigen Gebilde. In: Jahrbuch für Soziologie 2. 1926. S. 425–440; ders.: Das konservative Denken. Soziologische Beiträge zum Werden des politisch-historischen Denkens in Deutschland. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 57. 1927. S. 68–142, 470–495.

2 Vgl. Mannheim, Karl: Ideologie und Utopie. Bonn 1929. Ab der dritten Auflage (1952) wurde der Text um ein vorangestelltes 1. Kapitel (*Erster Ansatz des Problems*) und um ein letztes Kapitel (*Wissenssoziologie*) erweitert. Letzteres schrieb Mannheim für das 1931 von Alfred Vierkandt herausgegebene *Handwörterbuch der Soziologie*. Ich zitiere im Folgenden, soweit nicht anders vermerkt, aus der Erstausgabe von 1929.

3 Mannheim: Ideologie (wie Anm. 2), S. 40.

mitsamt ihres soziohistorischen Entstehungszusammenhangs, um sich auf diesem Weg zu einer vermittelnden Totalität der Positionen vorzuarbeiten.⁴

In diesem Vorgehen bildete der Begriff der Ideologie ein zentrales Element. Historisch und systematisch unterschied Mannheim dabei einen partikularen von einem totalen Ideologiebegriff. Der partikulare Ideologiebegriff führe Teilespekte des Denkens einer sozialen Gruppe auf eine Psychologie der Interessen zurück und gehe mit einer enthüllenden Einstellung einher.⁵ Dagegen beziehe sich der totale Ideologiebegriff auf die „Eigenart und die Beschaffenheit der *totalen Bewußtseinsstruktur* dieses Zeitalters bzw. dieser Gruppen“, er stelle „die gesamte Weltanschauung des Gegners [...] in Frage und will auch diese Kategorien vom Kollektivsubjekt verstehen“, einschließlich, so Mannheim in Anlehnung an Kant und die Neukantianer, „der kategorialen Apparatur“ ihres Bewusstseins.⁶ Bei diesem totalen Ideologiebegriff werde das Denken nicht auf „psychologische“ Interessen, sondern auf die soziale „Seinslage“ einer Gruppe bezogen. Mannheim spricht in diesem Zusammenhang vom „Standort“ der Gruppe oder von ihrer „Seinsgebundenheit“.⁷

Nach einer Rekapitulation verschiedener politischer Denkweisen am Beispiel ihres jeweiligen Verhältnisses von Theorie und Praxis⁸ tun sich ihm zufolge zwei Wege auf. Man könne einerseits Parteischulen gründen, Teileinsichten vermitteln und das „Antagonistische [...] verabsolutieren“,⁹ oder aber die Partikularität jedes Standpunkts anerkennen und sie als „sich ergänzende Teilansichten“ einer umfassenden Synthese auffassen.¹⁰ Denn, so argumentierte Mannheim:

*Alle politischen Aspekte sind nur Teilespekte, weil die historische Totalität stets zu umfassend ist, als daß die einzelnen aus ihr entstehenden Beobachtungswarten je den Überblick über das Ganze erschließen. Aber gerade deshalb, weil alle diese Beobachtungsaspekte in demselben Strome des Geschichtlichen und Sozialen aufkommen, weil also ihre Partikularität im Elemente einer werdenden Ganzheit sich konstituiert, ist die Möglichkeit ihrer Gegenüberstellung gegeben und ihre Zusammenschau eine stets von neuem gestellte und zu vollziehende Aufgabe.*¹¹

⁴ Vgl. Mannheim: *Ideologie* (wie Anm. 2), S. 63.

⁵ Vgl. Mannheim: *Ideologie* (wie Anm. 2), S. 17.

⁶ Vgl. Mannheim: *Ideologie* (wie Anm. 2), S. 8f. [Hervorhebung, wie auch im Folgenden, im Original].

⁷ Vgl. Mannheim: *Ideologie* (wie Anm. 2), S. 32, Fn. 35, S. 35.

⁸ Vgl. Mannheim: *Ideologie* (wie Anm. 2), S. 77–113.

⁹ Mannheim: *Ideologie* (wie Anm. 2), S. 115.

¹⁰ Mannheim: *Ideologie* (wie Anm. 2), S. 116.

¹¹ Mannheim: *Ideologie* (wie Anm. 2), S. 119.

Mannheims Wissenssoziologie ist der Versuch, relative Standorte politischen Denkens zu einem Ganzen, zu einer Synthese schrittweise zusammenzufügen, zu dem, was er „Zusammenschau“ nennt. Er geht dabei – im Unterschied¹² zu seinem langjährigen Kollegen und Freund Georg Lukács – von einem widerspruchsfreien Begriff der Totalität aus,¹³ davon also, dass die Synthese harmonisch, in einer Synthese der „dynamischen Mitte“ hergestellt werden könne.¹⁴

Ein weiterer in der Debatte wichtig gewordener Aspekt von Mannheims Konzeption betrifft den sozialen Träger einer solchen Synthese. Dies sei eine „nicht eindeutig festgelegte, relativ klassenlose Schicht“, eine, so Mannheim im Anschluss an Alfred Weber, „sozial freischwebende Intelligenz“.¹⁵ Noch in seiner wissenssoziologischen Habilitationsschrift über Konservatismus hatte Mannheim den „freischwebenden Intellektuellen“ den Vorwurf des Opportunismus gemacht.¹⁶ Nun akzentuierte er den Begriff positiv. Hinsichtlich ihrer sozialen Basis ergebe sich bei dieser Schicht keine eindeutige Zurechnung, „wie dies bei den am ökonomischen Prozess unmittelbar beteiligten Schichten der Fall ist“. Man könne bei dieser Schicht von „einem klassenmäßig homogenen Determiniertsein nicht sprechen“,¹⁷ was eine Soziologie nicht erfassen könne, die „nur an Klassen orientiert ist“.¹⁸ Für Mannheim war es gerade die *Bildung* dieser Schicht, welche auf eine „ganz neuartige[...] Weise“¹⁹ ein „vereinheitlichendes soziologisches Band zwischen den Intellektuellengruppen“ ausmache, denn die moderne Bildung sei von „Anfang an lebendiger Widerstreit, verkleinertes Abbild der im sozialen Raum sich bekämpfenden Wollungen und Tendenzen“,²⁰ sie vereinige in „sich alle jene Impulse, die den sozialen Raum durchdringen“.²¹

Mannheims wissenssoziologisches Programm verstand sich auch insofern als das einer politischen Wissenschaft, als von einer „soziologischen Ideologieforschung“ zu erwarten sei, „den kollektivgebundenen Willen und das dazugehörige

12 Ausgeblendet bei Gangl, Manfred: Interdiskursivität und chassés-croisés. Zur Problematik der Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik. In: Schriftsteller als Intellektuelle. Politik und Literatur im Kalten Krieg. Hrsg. von Sven Hanuschek [u. a.]. Tübingen 2000. S. 29 – 48. Hier S. 30. Vgl. dagegen Lukács, Georg: Geschichte und Klassenbewußtsein. Berlin 1923. S. 23.

13 Vgl. Mannheim: Ideologie (wie Anm. 2), S. 115 f., 119. Vgl. zu dieser Differenz Mannheims Hegel-Lektüre in Ideologie und Utopie, S. 213 – 216.

14 Mannheim: Ideologie (wie Anm. 2), S. 165.

15 Mannheim: Ideologie (wie Anm. 2), S. 123.

16 Vgl. Gangl: Interdiskursivität (wie Anm. 12), S. 36 f.

17 Mannheim: Ideologie (wie Anm. 2), S. 124.

18 Mannheim: Ideologie (wie Anm. 2), S. 123.

19 Mannheim: Ideologie (wie Anm. 2), S. 124.

20 Mannheim: Ideologie (wie Anm. 2), S. 124.

21 Mannheim: Ideologie (wie Anm. 2), S. 126.

Denken weitgehend genau [zu] berechnen und das ideologische Reagieren der sozialen Schichten etwa voraussagen [zu] können“.²² Die gesellschaftlichen Verhältnisse zu demokratisieren oder zu verändern war sein Programm umso weniger, als es recht unumwunden die Notwendigkeit einer in Ansätzen links wie rechts gleichsetzenden Harmonisierung „sozialer Impulse“ voraussetzte und zum Ziel hatte.

Die Debatte um Mannheims Buch in den Zeitschriften *Die Gesellschaft*, ‚Grünbergs-Archiv‘ und *Unter dem Banner des Marxismus*

Im 15. und letzten Jahrgang (1930) der Zeitschrift *Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung* – seit 1911 herausgegeben von Carl Grünberg, der 1924 Direktor des neu gegründeten Instituts für Sozialforschung wurde und die Zeitschrift nach Frankfurt am Main mitbrachte – besprach Max Horkheimer Mannheims Buch. Er rezensierte es als Versuch der „Eingliederung der Lehren von Karl Marx in die Geisteswissenschaft der Gegenwart“ und lehnte Mannheims Vorschlag eines totalen Ideologiebegriffs auf ganzer Linie ab. Martin Jay hat dafür plädiert, die später von Theodor W. Adorno fortgesetzte Auseinandersetzung²³ mit Mannheim als wichtige Abgrenzung für die Entstehungsgeschichte der – wenn auch heterogenen – Frankfurter Schule zu verstehen.²⁴ Horkheimer kritisierte bei Mannheim eine mangelnde Vermittlung zwischen Ideologien und gesellschaftlichem Sein, indem er eine eher „unvermittelte Entsprechung“²⁵ als „idealistische Überspanntheit“ zurückwies.²⁶ Eine weitere von linken Intellektuellen häufig geäußerte Kritik betraf die Ausblendung ökonomischer Verhältnisse²⁷ sowie die idealtypische, an Max Weber orientierte Systematik

22 Mannheim: Ideologie (wie Anm. 2), S. 165.

23 Vgl. Adorno, Theodor W.: Neue wertfreie Soziologie [geschrieben 1937, posthum veröffentlicht]. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. 20. Vermischte Schriften I. Frankfurt a.M. 1986. S. 13–44; sowie Adorno, Theodor W.: Das Bewußtsein der Wissenssoziologie. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. 10. Kulturkritik und Gesellschaft I. Frankfurt a. M. 1977. S. 31–46.

24 Vgl. Jay, Martin: The Frankfurt School's Critique of Karl Mannheim and the Sociology of Knowledge. In: Telos 20 (1974). S. 72.

25 Horkheimer, Max: Ein neuer Ideologiebegriff? In: Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung 15 (1930). S. 48.

26 Horkheimer: Ideologiebegriff (wie Anm. 25), S. 49.

27 Vgl. Horkheimer: Ideologiebegriff (wie Anm. 25), S. 51.

tisierung bestimmter Ideologien.²⁸ Darüber hinaus ging Horkheimer von der Annahme aus, es gehe Mannheim um absolut gültige, ewige Wahrheiten, die er als Maßstab partikularer Ideologien heranziehe.²⁹ Gerade weil Horkheimer auf Mannheims Vorschlag einer politischen Wissenschaft mit einer sämtliche Wissenschaften einschließenden Historizität der Ideologien nicht einging,³⁰ zeigte sich in seiner Rezension eine gewisse Spannung. Einerseits forderte er gegen die kritisierte idealistische Überspannung eines wissenssoziologischen Verfahrens das historisierende Heranziehen „materielle[r] Entstehungs- und Daseinsbedingungen“ zum Verständnis „geistiger Gebilde“.³¹ Andererseits erteilte Horkheimer historischer Forschung und Erkenntnis eine Absage. Die Geschichte, soweit sie nicht „mit dem bewußten Sinn der sie planmäßig bestimmenden Menschen entstammt“, sei nach Horkheimer „sinnlos“ und könne daher auch nicht verstanden werden.³² Den Marx’schen Versuch, dem Verständnis einer, wenn auch naturwüchsigen und in diesem Sinne planlos, sich vollziehenden Geschichte rational beizukommen, wies Horkheimer damit zurück.

Vor Horkheimer veröffentlichte der junge Herbert Marcuse seine Rezension in der sozialdemokratischen Theoriezeitschrift *Die Gesellschaft*. Marcuse hielt eine Reihe von Mannheims Vorschlägen für produktiv – dies traf gerade den von Horkheimer nicht wahrgenommenen Historismus Mannheims. Auch Hannah Arendt stellte diesen in ihrem Aufsatz durch einen Vergleich zwischen Mannheims Wissenssoziologie und der Psychoanalyse Sigmund Freuds sehr deutlich heraus,³³ wenn sie als Gemeinsamkeit von Psychoanalyse und den Wissenssoziologen Max Schelers und Karl Mannheims festhielt, „Geist als das Sekundäre, Realitätsfremde anzusetzen.“³⁴ Marcuse plädierte seinerseits dafür, historisch bedingte Wahrheit und Geltung voneinander zu trennen. Im Gegensatz zum historischen Agnosizismus Horkheimers vertrat er die Auffassung, dass die „geschichtliche Bedingtheit einer Theorie“ noch nichts über ihre Wahrheit und Geltung aussage, dass eine Wahrheit historisch bedingt sein und dennoch un-

²⁸ Vgl. Horkheimer: Ideologiebegriff (wie Anm. 25), S. 49.

²⁹ Vgl. Horkheimer: Ideologiebegriff (wie Anm. 25), S. 52.

³⁰ Vgl. Horkheimer: Ideologiebegriff (wie Anm. 25), S. 63.

³¹ Horkheimer: Ideologiebegriff (wie Anm. 25), S. 50 f.

³² Vgl. Horkheimer: Ideologiebegriff (wie Anm. 25), S. 45.

³³ „Indem Soziologie ihre wesentlichste Aufgabe in der Destruktion auf Geschichtliches sieht, wird sie zur historischen Wissenschaft.“ (Arendt, Hannah: Philosophie und Soziologie. Anlässlich Karl Mannheim, Ideologie und Utopie. In: *Die Gesellschaft. Internationale Revue für Sozialismus und Politik* 7, 2 (1930). S. 168).

³⁴ Arendt: Philosophie (wie Anm. 33), S. 168.

bedingt Geltung haben könne.³⁵ Er akzeptierte auf diesem Weg Mannheims Historisierungsgebot.³⁶ Trotz dieser Differenz zwischen Horkheimer und Marcuse haben ihre Beiträge, zusammen mit dem Hannah Arendts, eines miteinander gemein: dass sie auf den Komplex einer „sozial freischwebenden Intelligenz“ bei Mannheim nicht eingingen.

Auch Paul Tillich hielt in seiner Rezension den „dynamischen Wahrheitsgedanken“ von Mannheim für fruchtbar und trat für eine kritische Weiterentwicklung der sozialistischen Theorie mit seiner Hilfe, für eine Reintegration des Mannheimschen Vorstoßes in den Marxismus ein. Der Sozialismus müsse, so Tillich, „sich ständig von neuem fragen, inwieweit die ihm eigenen Begriffsbildungen noch mit seiner eigenen und der gesellschaftlichen Lage zusammenstimmen“.³⁷ Mannheims Konzeption widerspreche sich jedoch Tillich zufolge an einer entscheidenden Stelle. Wenn Mannheim fordere alles Denken und Wissen zu historisieren und sozial zu verorten, dann leiste er dies gerade nicht in Bezug auf diejenige Gruppe, die der soziale Träger seiner Wissenssoziologie sei, jene „freischwebende Intelligenz“.³⁸ Tillich hielt dieses Problem, das weder Horkheimer noch Marcuse thematisierten, für eine noch ungelöste Antinomie: „Der dynamische Wahrheitsgedanke, die Verflechtung der Erkenntnis mit dem Wandel des seelischen und gesellschaftlichen Seins lässt sich nicht durchführen, ohne daß an einem Punkt ein absoluter Standpunkt im Sein und damit im Denken gesetzt wird. In dieser Antinomie steht das Problem zur Zeit. Ueber diese Antinomie muß es hinausgeführt werden.“³⁹

Den Ausgangspunkt dieser Überlegung Tillichs, die ‚sozial freischwebende Intelligenz‘, problematisierte auch Hans Speier. Speier hatte in Heidelberg Soziologie, Nationalökonomie, Philosophie und Geschichte studiert und 1929 mit einer Arbeit über die Geschichtsphilosophie Ferdinand Lassalles als erster Doktorand bei Karl Mannheim promoviert. Durch Vermittlung von Rudolf Hilferding bekam er 1929 eine Anstellung als Redakteur für Sozialwissenschaften beim Ullstein Verlag in Berlin, engagierte sich ehrenamtlich in der Arbeiterbildung der SPD und wurde zwei Jahre später Dozent für Soziologie an der Deutschen Hochschule für Politik sowie Assistent von Emil Lederer an der Friedrich-Wilhelms-Universität. Speier emigrierte im September 1933 in die USA, wo er an der

³⁵ Vgl. Marcuse, Herbert: Zur Wahrheitsproblematik der soziologischen Methode. In: Die Gesellschaft. Internationale Revue für Sozialismus und Politik 6, 10 (1929). S. 359.

³⁶ Marcuse: Wahrheitsproblematik (wie Anm. 35), S. 360.

³⁷ Tillich, Paul: Ideologie und Utopie. In: Die Gesellschaft. Internationale Revue für Sozialismus und Politik 6, 10 (1929). S. 353.

³⁸ Vgl. Tillich: Ideologie (wie Anm. 37), S. 353.

³⁹ Tillich: Ideologie (wie Anm. 37), S. 354.

New School for Social Research in New York eine Professur für Politische Soziologie erhielt.⁴⁰ In seinen beiden ebenfalls in der *Gesellschaft* veröffentlichten Beiträgen *Zur Soziologie der bürgerlichen Intelligenz in Deutschland* (1929) und *Soziologie oder Ideologie? Bemerkungen zur Soziologie der Intelligenz* (1930) setzte sich Speier auch mit Mannheims Bildungsbegriff und seiner Konzeption der Intelligenz in einer soziohistorischen Perspektive auseinander. Obwohl sein erster, 1929 im Juli-Heft erschienener, allgemeinerer Aufsatz Mannheims Buch noch nicht berücksichtigen konnte, war er insofern ein Beitrag zur Debatte, als er sich um die Historisierung eines, so Speier, nach wie vor sehr verbreiteten Bildungsbegriffs bemühte. Zwar besprach sein zweiter Aufsatz *Ideologie und Utopie* als „hervorragenden Beitrag zur Soziologie der Intelligenz“, er rückte darin jedoch auch Mannheims Buch⁴¹ in die Argumentation seines früheren Aufsatzes hinein: Mannheims Bildungsbegriff, der seine Konzeption einer ‚frei schwebenden Intelligenz‘ fundierte, stamme aus der Zeit der „deutschen Klassik“. Es sei derjenige, so hatte er zuvor ausgeführt, mit dem der größere Teil der deutschen Aufklärung seit Ende des 18. Jahrhunderts eine gesellschaftliche Emanzipation auf dem Weg der Bildung anstrebte, zugleich aber die feudale Struktur der Gesellschaft bestehen ließ.⁴² Speier hob als wesentlichen Unterschied zwischen den historischen Entwicklungen Frankreichs und Deutschlands hervor:

Während in Frankreich also Rousseau und die Aufklärer die Revolution ideologisch vorbereiteten und ihr Werk von der Revolution gekrönt sahen, war das deutsche Bürgertum keineswegs gestimmt, die ständische Ordnung zu zerbrechen; es begnügte sich damit innerhalb dieser Ordnung seine andersgearteten Kulturschauungen zu betonen.⁴³

Speier zog für den deutschen klassischen Idealismus dieses historische Spezifikum im Kontext ungleicher Entwicklungen Frankreichs und Deutschlands heran, das sich in seiner „ökonomisch-sozialen Reife erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit der des revolutionären Frankreichs vergleichen ließ.“⁴⁴ So historisierte Speier das „Humanitätsideal“, seine Ethik summarisch als bürgerlich-aristokratisch, in dem „das noch unentwickelte soziale Problem als ein Problem individu-

40 Vgl. Kaesler, Dirk: Speier, Hans. In: Neue Deutsche Biographie (NDB). Bd. 24. Berlin 2010. S. 651f.

41 Vgl. Speier, Hans: Soziologie oder Ideologie? Bemerkungen zur Soziologie der Intelligenz. In: Die Gesellschaft. Internationale Revue für Sozialismus und Politik 7, 4 (1930). S. 357–372. Hier S. 366f.

42 Vgl. Speier, Hans: Zur Soziologie der bürgerlichen Intelligenz in Deutschland. In: Die Gesellschaft. Internationale Revue für Sozialismus und Politik 6, 7 (1929). S. 58–72. Hier S. 59.

43 Speier: Zur Soziologie (wie Anm. 42), S. 59.

44 Speier: Zur Soziologie (wie Anm. 42), S. 58.

dueller Bildung und sittlicher Ertüchtigung und Vervollkommnung betrachtet“ worden sei.⁴⁵

Auf diese Weise wendete Speier die von Mannheim geforderte Historisierung auch und gerade in Bezug auf diejenige Gruppe an, die Paul Tillich bei Mannheim als soziohistorisch unbestimmt erkannte. Er ging in seiner Kritik der klassischen deutschen Literatur und Philosophie jedoch weiter als Marx, Engels und ohnehin Mehring in ihren Varianten einer Konzeption der deutschen Misere,⁴⁶ indem er dem deutschen klassischen Idealismus „die typischen Merkmale einer Synthese zweiten Grades“ attestierte, worunter Speier ein „[s]ynthetisches Denken“ verstand, „dessen verarbeitete These oder Antithese *nur bewußtseinsmäßig, nur mittelbar* gegeben war“.⁴⁷ Seine Argumentation war nicht frei von Nationalismus und konnte die von verschiedenen Seiten geäußerte Kritik an der unklaren Vermittlung von Denken und sozialem Sein bei Mannheim negativ erhärten. Es sei gerade die Rezeption „ausländischer Ideologie“ in der deutschen Klassik gewesen, so Speier, die „einem national begrenzten Seinszusammenhang entwuchs, der sich im Gegensatz zum inländischen findet.“⁴⁸ Einer solchen Synthese fehle „die Verwurzelung im sozialen Raum, die der wahren Synthese eignet.“⁴⁹ Tillichs Vorschlag, Mannheims Vorstoß als herausfordernde Weiterentwicklung sozialistischer Theorie produktiv zu machen, stimmte auch Speier zu,⁵⁰ wenngleich er Mannheims qua Bildung definierten Intelligenzbegriff als Abstraktion zurückwies, die soziale und politische Gehalte verflüchtigte.

Diese Kritik spitzte Béla Fogarasi in seinem Aufsatz *Die Soziologie der Intelligenz und die Intelligenz der Soziologie* zu. Er erschien 1930 in der KPD und KI-Theoriezeitschrift *Unter dem Banner des Marxismus*.⁵¹ Fogarasi verwarf Mannheims Wissenssoziologie zusammen mit dem Versuch, die marxistische Ideologietheorie auf sich selbst anzuwenden.⁵² Mannheims Lehrer Béla Zalai, Georg Lukács und Emil Lask erschienen bei ihm allesamt als Überwinder der Erkenntnistheorie auf dem Weg zur Metaphysik; Mannheims „Tendenz“ sei „genau die-

⁴⁵ Speier: Zur Soziologie (wie Anm. 42), S. 63.

⁴⁶ Vgl. hierzu Peitsch, Helmut: Deutsche Misere. In: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Bd. 2. Bank bis Dummheit in der Musik. Hrsg. von Wolfgang Fritz Haug. Hamburg 1995. S. 641–651. Hier S. 641–646.

⁴⁷ Speier: Zur Soziologie (wie Anm. 42), S. 62. [Hervorhebung im Original].

⁴⁸ Speier: Zur Soziologie (wie Anm. 42), S. 62.

⁴⁹ Speier: Zur Soziologie (wie Anm. 42), S. 62.

⁵⁰ Vgl. Speier: Soziologie (wie Anm. 41), S. 370.

⁵¹ Fogarasi, Adalbert [Béla]: Die Soziologie der Intelligenz und die Intelligenz der Soziologie. In: Unter dem Banner des Marxismus 4, 3 (1930). S. 359–375.

⁵² Fogarasi: Soziologie (wie Anm. 51), S. 363.

selbe“.⁵³ Fogarasi verband diesen Vorwurf mit dem des „Sozialfaschismus“, dem Mannheims Wissenssoziologie „das ihm fehlende ideologisch-weltanschauliche Fundament“ bereitstelle.⁵⁴ Diese Kritik steht ihrerseits im Kontext einer Abkehr von den Sozialdemokratien als Bündnispartnern und einer Aufnahme der Sozialfaschismustheorie in das Programm der Kommunistischen Internationale auf dem VI. Weltkongress 1928, das von der Analyse getragen war, in einer erwartbaren ökonomischen Krise würde die Arbeiterklasse sich *automatisch* den kommunistischen Parteien anschließen. Noch im selben Jahr wurden die ‚Parteirechten‘ aus der KPD, die diese Einschätzung zurückwiesen, ausgeschlossen und gründeten im Dezember 1928 die Kommunistische Partei-Opposition (KPO). Wenn Fogarasi auch nach möglichen sozialen Funktionen und politischen Anschlussmöglichkeiten von Mannheims Theorie fragte, so erhielt sein Vorwurf des „Sozialfaschismus“ durch zwei Aspekte eine besondere Schärfe, die über die Formulierungen des KI-Programms⁵⁵ noch hinausgingen: einmal durch seinen Ideologiebegriff als *absichtsvolle Täuschung*,⁵⁶ der unterstellt, Mannheim betreibe bewusst einen „Schwindel mit dem Begriff der Intelligenz.“⁵⁷ Zum anderen durch einen damit verbundenen Ökonomismus, indem Fogarasi die „sozialdemokratische Intelligenz“ als eine „von der Bourgeoisie gekaufte Schicht“ ansah, die zur „Korrumpierung der Arbeiterschaft“ beitrage.⁵⁸

Kontrolle „sozialer Impulse“ oder „Arbeiten unter der Kontrolle der Öffentlichkeit“

Karl Mannheim sah in der „sozial freischwebenden Intelligenz“ eine „relativ klassenlose Schicht“, weil sie zum einen nicht direkt am Produktionsprozess

53 Fogarasi: Soziologie (wie Anm. 51), S. 363.

54 Fogarasi: Soziologie (wie Anm. 51), S. 359, 373.

55 Im am 1. September 1928 angenommenen Programm der KI heißt es hierzu: „Entsprechend der jeweiligen politischen Konjunktur bedient sich die Bourgeoisie sowohl der faschistischen Methoden als auch der Methoden der Koalition mit der Sozialdemokratie, wobei die Sozialdemokratie selbst, besonders in für den Kapitalismus kritischen Zeiten, eine faschistische Rolle spielt. Die Sozialdemokratie zeigt im Laufe der Entwicklung faschistische Tendenzen, was sie jedoch nicht hindert, im Falle einer Änderung der politischen Konjunktur gegen die bürgerliche Regierung als oppositionelle Partei aufzutreten.“ Zitiert nach: Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Bd. 4. Von 1924 bis Januar 1933. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED. Berlin 1966. S. 493f.

56 Vgl. Fogarasi: Soziologie (wie Anm. 51), S. 369, 373.

57 Vgl. Fogarasi: Soziologie (wie Anm. 51), S. 373.

58 Vgl. Fogarasi: Soziologie (wie Anm. 51), S. 373.

beteiligt sei; zum anderen, weil Form und Inhalt ihrer Bildung sozial „mehrheitlich“ determiniert“ seien.⁵⁹ Walter Benjamin wandte sich, wie ich zeigen möchte, gegen beide Argumente.

Ideologie und Utopie hatte Walter Benjamin jedoch weder besprochen noch kam er später in einer seiner Arbeiten ausführlicher auf das Buch zurück. Gleichwohl kannte er Mannheim persönlich,⁶⁰ notierte sich die Lektüre von Mannheims *Die Strukturanalyse der Erkenntnistheorie* (1922) sowie der *Beiträge zur Theorie der Weltanschauungsinterpretation* (1923) in das unvollständige „Verzeichnis der gelesenen Schriften“,⁶¹ korrespondierte über Mannheim vor allem mit Adorno und las 1937 Adornos Manuskript eines Aufsatzes über Mannheims Wissenssoziologie.⁶²

Im unmittelbaren Kontext der Mannheim-Debatte und als Reaktion darauf steht das Zeitschriftenprojekt *Krise und Kritik*. Benjamin plante es 1930 zusammen mit Bertolt Brecht, Herbert Jhering, Bernhard von Brentano unter Mitarbeit von u. a. Ernst Bloch, Georg Lukács, Alfred Kurella und Siegfried Kracauer. Die Rolle der Intellektuellen gehörte zu den zentralen Problemen, nicht nur in den möglichen Themen des ersten Heftes, sondern auch in den überlieferten Diskussionsprotokollen des Herausgeberkreises.⁶³ In seinem Memorandum zu der Zeitschrift bestimmte Benjamin ihren „politischen Charakter“ in einer „kritische[n] Tätigkeit“, die „in einem klaren Bewußtsein von der kritischen Grundsituation der heutigen Gesellschaft verankert [ist]. Sie steht auf dem Boden des Klassenkampfes. Dabei hat die Zeitschrift jedoch keinen parteipolitischen Charakter. Insbesondere stellt sie kein proletarisches Blatt, kein Organ des Proletariats dar.“⁶⁴

Zu dieser „kritischen Grundsituation“ gehört der eklatante Wahlerfolg der NSDAP bei den Reichstagswahlen im September 1930. Bereits seit Januar wurden mit einem „Radikalenerlass“ Beamte aus dem Staatsdienst entlassen. Aufführungsverbote von Theaterinszenierungen nahmen zu, die Preszensur wurde verschärft. Die Wirtschaftskrise hatte im Sommer in Europa einen Höhepunkt erreicht, die Zahl der Arbeitslosen in der Weimarer Republik stieg rasch, im Ja-

59 Vgl. Mannheim: Ideologie (wie Anm. 2), 135f.

60 Vgl. etwa Benjamins Brief an Gershom Scholem vom 11.3.1928. In: Benjamin, Walter: Gesammelte Briefe. Bd. III. 1925 – 1930. Frankfurt a. M. 1997. S. 437.

61 Vgl. Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften [GS]. Bd. VII. Hrsg. von Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a. M. 1972 – 1991. S. 450f.

62 Vgl. Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. II, S. 1328.

63 Vgl. hierzu Wizisla, Erdmut: Benjamin und Brecht. Die Geschichte einer Freundschaft. Frankfurt a. M. 2004. S. 115 – 163.

64 Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. VI, S. 619.

nuar 1930 sind es über drei Millionen. Für Künstler und Intellektuelle wie Benjamin, die von Auftrags-, Gelegenheitsarbeiten sowie Publikationsmöglichkeiten auf dem freien Markt angewiesen waren, verschlechtert sich die Situation dramatisch. Im März 1930 zerbricht die große Koalition – mit dem sozialdemokratischen Reichskanzler Hermann Müller sowie dem Finanzminister Rudolf Hilferding – aus SPD, DDP, Zentrum, DVP und BVP an der Frage des Umgangs mit der Arbeitslosenversicherung. Der linke SPD-Flügel um Paul Levi und Kurt Rosenfeld und ihre Zeitschrift *Der Klassenkampf* beruft sich auf das SPD-Wahlprogramm von 1928, um sich öffentlich gegen den von SPD-Ministern zum Teil mitgetragenen Sozialabbau zu stellen. Auch die KPD griff die SPD hierfür an und identifizierte unter „sozialfaschistischen“ Prämissen, programmatisch nach dem Weddinger Parteitag im Juni 1929, den politischen Kurs mit der gesamten Sozialdemokratischen Partei gegen mögliche Bündnisse mit den Linken innerhalb des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds (ADGB), des Allgemeinen freien Angestelltenbunds (AfA) und des Allgemeinen deutschen Beamtenbunds (ADB). Die SPD-Linken wiederum lehnten die Tolerierung der Notverordnungen ab, wurden 1931 ausgeschlossen und gründeten im Herbst 1931 die SAPD. Die Präsidialkabinette seit Heinrich Brüning trieben den Abbau von Sozialleistungen unter Aushebelung der Weimarer Verfassung entschieden voran, um zugleich Kredite zur Aufrüstung zu gewähren.⁶⁵

Dieser Hintergrund kann die Analyse von Benjamins Memorandum zu *Krise und Kritik* erhellen, das einerseits auf dem „Boden des Klassenkampfs“ zu stehen beansprucht, andererseits die Lohnarbeitenden nicht adressiert. Es sei, so Benjamin, „kein proletarisches Blatt“ und zielte auf eine „Politisierung“ der links-bürgerlichen Intelligenz:

Vielmehr wird sie [die Zeitschrift, F.V.] die bisher leere Stelle eines Organs einnehmen, in dem die bürgerliche Intelligenz sich Rechenschaft von den Forderungen und den Einsichten gibt, die einzige und allein ihr unter den heutigen Umständen eine eingreifende, von Folgen begleitete Produktion im Gegensatz zu der üblichen willkürlichen und folgenlosen gestatten.⁶⁶

Die „bürgerliche Intelligenz“ und die von Benjamin für die Zeitschrift in Anspruch genommene „leere Stelle“ rückte er seit dem Ende der 1920er Jahre zunehmend in einen historischen Zusammenhang.

Zwischen 1929 und 1930 notierte Benjamin für sich einige Thesen unter dem Titel *Zur Literaturkritik. „Deutschlands Leserkreis“*, so heißt es dort, „ist von

⁶⁵ Vgl. hierzu bündig Abendroth, Wolfgang: Einführung in die Geschichte der Arbeiterbewegung. Bd. 1. Von den Anfängen bis 1933. Heilbronn 1985. S. 229 – 264.

⁶⁶ Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. VI, S. 619.

höchst eigenständlicher Struktur: er zerfällt in zwei, einander etwa gleiche, Hälften: das ‚Publikum‘ und die ‚Zirkel‘.⁶⁷ Beide teilten wenig Schnittmengen. Während das ‚Publikum‘ in der Literatur „ein Instrument der Unterhaltung, der Belebung oder Vertiefung der Geselligkeit, einen Zeitvertreib [...]“ sehe, betrachteten die ‚Zirkel‘ sie als „Bücher des Lebens, Quellen der Weisheit, Statuten ihrer kleinen alleinseligmachenden Verbände.“⁶⁸ Die programmaticen Thesen deuten auf die virulente Bedeutung hin, die Benjamin diesem vermutlich gegen Frankreich gesetzten Vergleich literarischer Verhältnisse beimaß.⁶⁹ Sie zeugen zugleich von Bemühungen eines historischen Verständnisses. Die Distanz markierenden einfachen Anführungszeichen lassen vermuten, dass er den Zerfall in ‚Zirkel‘ und ‚Publikum‘ spätestens ab diesem Zeitpunkt als etwas historisch Gemachtes ansah. Das Verfolgen der Literatur der ‚Zirkel‘ bezeichnete er als eine „nicht gefahrlose Aufklärungsarbeit“, die zugleich eine „Vorstudie zur Entwicklungsgeschichte des Sektenwesens im Deutschland des 20ten Jahrhunderts“ abgebe. Noch nicht abzusehen sei, worauf diese „ungeheuer heftige und geschwinde Entfaltung des Sektierertums zurückgeht.“ Ihre politische Bedeutung schätzte Benjamin nicht gerade gering ein. „Man kann nur vorhersehen, daß es die eigentliche Form der Barbarei ist, der Deutschland verfallen wird, wenn der Kommunismus nicht siegt.“ Benjamins Kritik der ‚Zirkel‘ spitzte er auf die Formulierung einer „Beziehungslosigkeit zur kollektiven Aktivität“ zu.

Diese Sätze markieren eine Veränderung in Benjamins Haltung, der den Begriff des Publikums bis 1925 durchgehend normativ und abwertend benutzt hatte, in einer weitestgehend elitären Publikationspraxis, die er seit Mitte der 1920er Jahre zugunsten von Veröffentlichungen von Artikeln und Rezensionen in der linksliberalen *Frankfurter Zeitung* und der *Literarischen Welt* aufweichte.⁷⁰ Das Publikum bei Benjamin schielte nach Amusement, nach Unterhaltung. Es war eine Leserschaft, auf die der schreibende Kritiker notfalls verzichten könne, auf die er seine Arbeit keinesfalls ausrichten solle, so sah es Benjamin um 1922 in

67 Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. VI, S. 161.

68 Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. VI, S. 161.

69 Vgl. hierzu Benjamins Formulierung im Kontext eines Interviews mit dem französischen Antisemiten Georges Valois, der zu dieser Zeit versuchte in Frankreich eine faschistische Bewegung zu organisieren. Der Text erschien in der *Literarischen Welt* in der Reihe *Die großen Gengesäte unserer Zeit. Eine Reihe Artikel und Interviews in antithetischer Anordnung*. In Frankreich, so Benjamin dort, sei „der Raum für Sekten schmal“ und das französische Publikum verstehe sich, wie kaum ein anderes „auf politischen Witz“. Benjamin: GS (wie Anm. 62) IV, S. 489. Zu Benjamins Interview mit Valois vgl. Kambas, Chryssoula: Walter Benjamin liest Georges Sorel. In: Dies.: *Momentaufnahme der europäischen Intelligenz. Moderne, Exil und Kulturtransfer in Walter Benjamins Werk*. Hannover 2009. S. 49–65. Hier S. 60f.

70 Vgl. hierzu Steiner, Uwe: *Walter Benjamin*. Stuttgart [u. a.] 2004. S. 83–109.

seiner Ankündigung der letztlich nicht zustande gekommenen Zeitschrift *Angelus Novus*.⁷¹ Und noch in den 1928 in der *Einbahnstraße*, die seine Hinwendung zum Kommunismus nicht gerade vorsichtig deutlich machte, veröffentlichten 13 Thesen zur „Technik des Kritikers“ waren seine „höhere Instanz“ die „Kollegen“, „[n]icht das Publikum. Erst recht nicht die Nachwelt.“ „Das Publikum“, so Benjamin in der letzten These, „muß stets Unrecht erhalten und sich doch immer durch den Kritiker vertreten fühlen.“⁷²

Kennzeichnend für weitere Positionsveränderungen in Benjamins Selbstreflexionen über Autorschaft sind auch die protokollierten Diskussionen um das Zeitschriftenprojekt *Krise und Kritik*. Ihnen zufolge ging es während einer Befrechung im November 1930 um den Begriff des Intellektuellen, zumal unter dem Thema „Anspruch, Haltung und Wirkung der Intellektuellen in der Oeffentlichkeit“ auch Mannheims Name vermerkt, ein Aufsatz „Die historische Rolle des Führertums der Intellektuellen“ vorgesehen war und Brecht dazu bemerkte: „Die Intelligenz schwebt frei darüber, entscheidet sich an sich nicht, nimmt die dritte Position ein, wird von niemand beeinflusst, wünscht aber dennoch Einfluss auszuüben und versucht die Gegensätze zusammenzubringen. Das gibt ihr den Herrschaftsanspruch, sie ist unparteiisch“.⁷³ Bereits im September hatte Brecht bei einem Treffen die Auffassung vertreten: „Man braucht eine Führerstellung, wenn man eine Funktion ausüben will.“ Benjamin wandte dagegen ein: „Kein Intellektueller darf heute aufs Katheder steigen und Anspruch erheben, sondern wir arbeiten unter der Kontrolle der Oeffentlichkeit, führen nicht“.⁷⁴ Bemerkenswert ist dabei die Kategorie der Öffentlichkeit, zusammen mit der Position, die Benjamin Brecht gegenüber artikulierte. Sie indizieren im literaturkritischen Selbstverständnis Benjamins, das seiner Praxis freilich nicht entsprechen muss, gegenüber den „dreizehn Thesen“ aus der *Einbahnstraße* eine weitere markante Zurücknahme der Distanz gegenüber Leserinnen und Lesern, die nun als „Öffentlichkeit“ die Arbeit des Kritikers immerhin doch kontrollieren dürfen. In den Gedankengang um ein Publikum jedenfalls, das „stets Unrecht erhalten“ und sich zugleich „doch immer durch den Kritiker vertreten fühlen“ solle, scheint sich ein

71 Vgl. Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. II, S. 241f., 982f.

72 Benjamin: GS (wie Anm. 61), Bd. IV, S. 108f.

73 Vgl. hierzu Wizisla: Benjamin (wie Anm. 63), S. 302, 304, 306, 308f. Zitate nach den Typoskripten (Ts 2470, 2472, 2475) des stenographierten Protokolls zweier Gespräche im November 1930.

74 Vgl. hierzu Wizisla: Benjamin (wie Anm. 63), 142f. Zitate nach dem Typoskript (Ts 2490) des stenographierten Protokolls eines Gesprächs zwischen Benjamin, Brecht und Herbert Jhering „ca. September 1930“. Zitiert nach: Wizisla: Benjamin (wie Anm. 63), S. 291–294.

solches Autorenverständnis jedenfalls nur mit einigen Schwierigkeiten integrieren zu lassen.

Dass Benjamin die Abkehr vom Diskurs eines verächtlich betrachteten, passiv-konsumierenden Publikums und der esoterischen Arbeit für Eingeweihte mit einer recht beachtlichen Konsequenz weiterverfolgte, ja dass er die zunehmende Gefahr des Faschismus einerseits sowie die Fragmentierung der linken Kräfte und Parteien andererseits auch selbstkritisch in Bezug auf die eigene literaturkritische Praxis reflektierte, zeigen auch seine Rundfunk-Arbeiten zu Beginn der 1930er Jahre. Insbesondere das Stück *Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben*, gesendet am 16. Februar 1932 in der Funkstunde Berlin, steht damit in einem engen Zusammenhang, insofern Benjamin hier versuchte, die in den Überlegungen *Zur Literaturkritik* wahrgenommene Polarisierung der Rezipienten historisch genauer zu klären und aus seiner als „Hörmodell“ qualifizierten Arbeit weitere Konsequenz für seine eigene Konzeption des Schriftstellers abzugewinnen. In Benjamins Stück wiesen der „Sprecher“ und „Die Stimme der Aufklärung“ auf die hohen, für den weitaus größeren Teil der Bevölkerung unerschwinglichen Kaufpreise der Werke Friedrich Schillers, Benvenuto Cellinis und Goethes in den Klassiker-Ausgaben der Göschen'schen Verlagsbuchhandlung im 19. Jahrhundert hin.⁷⁵ Bis auf Jean Paul und Ludwig Tieck gehörten die Rechte fast aller später als klassisch rezipierten Autoren der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung. Cotta kaufte Göschen 1838 auf. Bis 1867, dem sogenannten „Klassikerjahr“, als die Schutzfrist für alle Autorinnen und Autoren ablief, die vor dem 9. November 1837 gestorben waren, besaß Cotta das „verlegerische Monopol“ auf die „Elite“, so Inge Stephan, „der deutschen Literatur und nutzte es mit teuren Preisen und nicht immer exakten Editionen.“⁷⁶

Wenn Mannheim angenommen hatte, die „sozial freischwebende Intelligenz“ sei zum großen Teil eine vom „industriellen Leihkapital“ lebende „Rentnerintelligenz“ und nicht am eigentlichen Produktionsprozess beteiligt,⁷⁷ und weder Max Horkheimer noch Hannah Arendt oder Paul Tillich auf diesen Aspekt in Mannheims Theorie reagierten, so stellten Hans Speier und Béla Fogarasi, bei aller Problematik beider Stellungnahmen, immerhin kritische Punkte an Mannheims Verwendung des Begriffs der Intelligenz heraus. Benjamins nicht nur im Hörmodell mit Bertolt Brecht im *Dreigroschenprozess* geteilte Aufmerksamkeit für das, was Benjamin später „schriftstellerische Produktionsverhältnisse“ nennen wird,⁷⁸

75 Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. IV, S. 643.

76 Stephan, Inge: Kunstepoche. In: Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Stuttgart/Weimar 2013. 185 – 240. Hier S. 236.

77 Mannheim: Ideologie (wie Anm. 2), S. 123f.

78 Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. II, S. 486.

eröffnete nicht nur einen bis dahin in der Literaturtheorie und -geschichte kaum behandelten Gegenstandsbereich, der die Bedingungen von Produktion, Distribution und Rezeption von Literatur und Wissenschaften in den Blick nahm.⁷⁹ Sie lieferte einen relevanten Beitrag zur Mannheim-Debatte, indem die Einbeziehung schriftstellerischer Produktionsverhältnisse nach den Vermittlungen und der „Stellung“ auch der ‚freien‘ Schriftsteller „im Produktionsprozess“ fragte, statt sie als ‚sozial freischwebend‘ vorauszusetzen, und andererseits nach der Distribution und Rezeption als Voraussetzung einer Teilhabe an Literatur und Kunst als Bildung.⁸⁰

Insofern Benjamin die Polarisierung von ‚Zirkel‘ und ‚Publikum‘ unter den deutschen literarischen Verhältnissen als eine historisch gemachte verstand, stellte er den Maßstab an seine eigene Arbeit, zu einer Aufhebung der beschriebenen Diskrepanz innerhalb kapitalistischer Literaturverhältnisse beizutragen. Dies zeigt Benjamins im September 1932 veröffentlichte programmatische Abgrenzung von einer „Popularisierung alten Stils“, in der das Verhältnis zwischen Wissenschaft und „Volkstümlichkeit“ ein „äußerliche[s]“ sei, von einem „Verfahren“, dem es darum ging, „nicht allein das Wissen mit der Richtung auf die Öffentlichkeit, sondern zugleich die Öffentlichkeit mit der Richtung auf das Wissen in Bewegung“ zu setzen. Das wirklich „volkstümliche Interesse“ sei, so heißt es darin, „immer aktiv, es verwandelt den Wissensstoff und wirkt in die Wissenschaft selber ein“.⁸¹ Während Mannheims „freischwebende Intelligenz“ die geistige Zusammenschau für die gesamte Gesellschaft bereitstellen sollte, ist die revolutionäre Intelligenz bei Benjamin verantwortlich gegenüber der Öffentlichkeit, arbeitet unter ihrer Kontrolle und stellt berechtigte öffentliche Interessen als Ausgangspunkt ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung heraus.

Mit einer gewissen Ambivalenz zeigt sich dies auch in Benjamins literaturkritischer Praxis in dieser Zeit. Auf Vermittlung des Soziologen Albert Salomon⁸²

79 Vgl. zur Begriffsgeschichte Peitsch, Helmut: Literaturverhältnisse. In: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Bd. 8, II. Links/Rechts bis Maschinenstürmer. Hrsg. von Wolfgang Fritz [u. a.]. Hamburg 1995. S. 1251–1262. Hier S. 1252f.

80 Vgl. auch Benjamins im Herbst 1931 geschriebene Rezension *Privilegiertes Denken*. Zu Theodor Haeckers „Vergil“. In: Benjamin, Walter: Werke und Nachlaß. Kritische Gesamtausgabe [WuN]. Bd. 13.1. Kritiken und Rezensionen. Berlin 2011. S. 340–347. Hier S. 347. Vgl. Frank: Walter Benjamins Lektüre der *Neuen Zeit*. Zu einem Konvolut unveröffentlichter Manuskripte aus dem Nachlass. In: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften 312 (2015). S. 185–201. Hier S. 191.

81 Benjamin, Walter: Zweierlei Volkstümlichkeit. Grundsätzliches zu einem Hörspiel [zuerst veröffentlicht in der Zeitschrift *Hörer und Rufer*]. In: Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. IV, S. 671–673. Hier S. 672.

82 Vgl. hierzu Heinrich Kaulens Kommentar in: Benjamin: WuN (wie Anm. 79) 13, 2. S. 238.

publizierte Benjamin im April 1930 seine größere Rezension zu Siegfried Kracauers Studie *Die Angestellten* ebenfalls in der Monatszeitschrift *Die Gesellschaft*, in der ein großer Teil der Debattenbeiträge um Mannheims Buch zur selben Zeit erschienen.⁸³ Kracauer hatte sich auf Emil Lederer gestützt, um auszuführen, für die damals ca. dreieinhalb Millionen Angestellten in der Weimarer Republik gelten „ähnliche soziale Bedingungen wie für das eigentliche Proletariat“, während sie noch weniger als die „radikalen Intellektuellen“, so Kracauer, „ein Bewußtsein ihrer Situation“ haben.⁸⁴ Benjamins Rezension führte relativ zu Beginn aus, das „gesellschaftliche Sein im Klassenstaat“ sei dem „Bewußtsein der verschiedenen Klassen“ keineswegs „adäquat“, sondern entspreche ihnen „nur sehr vermittelt, uneigentlich und verschoben“; der Verfasser denke „marxistisch“ nur in dem Sinne, dass die „Herbeiführung eines richtigen Bewußtseins [...] die erste Aufgabe des Marxismus“ sei.⁸⁵ Die Redaktion der Zeitschrift hatte Benjamins ursprünglichen Titel *Ein Außenseiter macht sich bemerkbar* durch *Die Politisierung der Intelligenz* ersetzt, wodurch eine deutliche Verbindung zur Debatte um Mannheim herausgestellt wurde.⁸⁶ Wenn Benjamin diesen Faden eher in Bezug auf die Entwicklungen literarischer Strömungen – Reportage und Neue Sachlichkeit – aufnahm, so kann der Zusammenhang dennoch schwer überlesen werden:

Die linksradikale Schule mag sich gebärden wie sie will, sie kann niemals die Tatsache aus der Welt schaffen, daß selbst die Proletarisierung des Intellektuellen fast nie einen Proletarier schafft. Warum? Weil ihm die Bürgerklasse in Gestalt der Bildung von Kindheit auf ein Produktionsmittel mitgab, das ihn auf Grund des Bildungsprivilegs mit ihr und, das vielleicht noch mehr, sie mit ihm solidarisch macht.⁸⁷

Benjamins Überlegung – fast wortgleich notiert in den parallel, kurz davor oder danach entstehenden Aufzeichnungen *Zur Literaturkritik*,⁸⁸ später über-

83 Neben ihr erschienen in der *Gesellschaft* Benjamins drei größere Rezensionen *Krisis des Romans* zu Alfred Döblins Berlin Alexanderplatz, *Theorien des deutschen Faschismus*, eine Rezension des Sammelbands *Krieg und Krieger*, der 1930 von Ernst Jünger herausgegeben wurde, sowie *Linke Melancholie*, auf die ich unten zurückkomme.

84 Kracauer, Siegfried: Die Angestellten. Aus dem neuen Deutschland. Frankfurt a. M. 1971. S. 11, 13.

85 Benjamin: WuN (wie Anm. 80) Bd. 13.1. S. 237.

86 Kaulens Kommentar in: Benjamin: WuN (wie Anm. 80) Bd. 13.2. S. 238f.

87 Benjamin: WuN (wie Anm. 80) Bd. 13.1., S. 242.

88 Hier als gegen „linksradikale Belletristik und Reportage“ gerichteter Einwand in: Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. VI, S. 180.

nommen in seine Arbeit *Der Autor als Produzent* (1934)⁸⁹ – nimmt genau denjenigen Punkt auf, der für Mannheim Garant für den „freischwebenden Intellektuellen“ und seine „Zusammenschau“ waren: seine Bildung. Benjamin stellt demgegenüber herrschaftskonstituierende Momente in Form und Inhalt einer historisch spezifischen Bildung heraus und betonte ihr Zusammenspiel mit einer sozial ungleichen Teilhabe an Bildung.⁹⁰ Wenn Benjamin die Bildung als ein „Produktionsmittel“ ansieht, und die Bildung des „Intellektuellen“ als etwas, was den Intellektuellen „auf Grund des Bildungsprivilegs“ mit der herrschenden Klasse „solidarisch“ mache, so klingt dies zunächst wie eine abstrakte Negation zu Mannheims Position.

Doch diese uneingeschränkte, sehr weitreichende Formulierung Benjamins bedarf einer Klärung. Denn ähnlich wie Hans Speiers Versuch der historischen Verortung von Mannheims Bildungskonzeption – in der Nachfolge der Weimarer Klassik und ihrer Rezeption – hatte Benjamin 1928 in seinem Goethe-Artikel für die Große Sowjet-Enzyklopädie den Versuch unternommen,⁹¹ Goethe in die „politische Lage des damaligen Deutschland“ hineinzustellen. Der Artikel setzte mit der rückständigen deutschen Entwicklung Mitte des 18. Jahrhunderts ein und verglich die Größen von Goethes Geburtsstadt Frankfurt sowie Berlin mit denjenigen von Paris und London. Die ungleichen Relationen seien „für die politische Lage des damaligen Deutschland charakteristisch, denn in ganz Europa ist die bürgerliche Revolution von den Großstädten abhängig gewesen.“⁹² Über Goethes Straßburger Studienzeit 1770 – 1771 schrieb Benjamin in diesem Zusammenhang:

In Straßburg zeichnet sich zum ersten Mal deutlich der Bildungskreis ab, aus dem Goethes Jugenddichtung hervorging. Goethe und Klinger aus Frankfurt, Bürger und Leisewitz aus Mitteldeutschland, Voß und Claudius aus Holstein [...], sie alle wirkten zusammen, um auf ideologischem Wege das ‚Neue‘ in Deutschland heraufzuführen.⁹³

Ähnlich wie Speier bezog sich Benjamin hier auf die für einen Teil der deutschen Aufklärung bezeichnende Position, die späteren Ergebnisse der französischen Revolution einerseits zu begrüßen, sie aber wenigstens in Deutschland nicht auf

⁸⁹ Gegen „Aktivisten und Vertreter der neuen Sachlichkeit“ (Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. II, S. 700).

⁹⁰ Benjamin: WuN (wie Anm. 80) Bd. 13.1. S. 242.

⁹¹ Vgl. zum Entstehungskontext des Enzyklopädie-Artikels Pabst, Stephan: Der sowjetische Goethe. Benjamins Enzyklopädie-Artikel „Goethe“ im Verhältnis zu seinem Wahlverwandtschaften-Aufsatz. In: Benjamins Wahlverwandtschaften. Zur Kritik einer programmatischen Interpretation. Hrsg. von Helmut Hühn [u.a.]. Berlin 2015. S. 356 – 379. Hier S. 362 – 373.

⁹² Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. II, S. 705.

⁹³ Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. II, S. 706.

dem Weg einer Revolution, sondern ideell durch Bildung – so bei Friedrich Schiller auf dem Weg einer ästhetischen Erziehung – herbeiführen zu wollen. Benjamin sah die „verhängnisvolle Schwäche dieser spezifisch deutschen revolutionären Bewegung“ in einer wechselseitigen Exklusivität von bürgerlicher Emanzipation und Aufklärung einerseits sowie revolutionärem Impuls andererseits und hob eine Trennung von „bürgerlicher Masse“ und „ihrer Avant-Garde“ hervor: „Die bürgerliche Masse, die ‚Aufgeklärten‘, blieben durch eine ungeheure Kluft von ihrer Avant-Garde getrennt. Die deutschen Revolutionäre waren nicht aufgeklärt, die deutschen Aufklärer nicht revolutionär. Die einen gruppierten ihre Ideen um Offenbarung, Sprache, Gesellschaft, die anderen um Vernunft- und Staatslehre.“⁹⁴

Eine literaturhistorische Kontextualisierung dieses Geschichtsbilds in der chiasistischen Zuordnung Benjamins vor seinem Interesse an etwa Georg Forster, Friedrich Nicolai oder Carl Gustav Jochmann muss hier entfallen. Doch das den Goethe-Aufsatz eröffnende Motiv einer ‚deutschen Misere‘ in der Entgegenseitung von deutschem Provinzialismus und europäischen Metropolen findet sich ebenso im bereits zitierten Hörmodell *Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben*⁹⁵ und leitete in genau umgekehrter Bewertung noch Benjamins um 1935 verfassten Kommentar des Briefs von Georg Forster an seine Frau vom 8. April 1793 ein. Brief und Kommentar wurden Teil von Benjamins Briefanthologie *Deutsche Menschen*. „Das Elend der deutschen Intellektuellen seiner Zeit“, heißt es darin,

hat Forster [...] in langen Wanderjahren so gut kennengelernt wie ein Bürger, Hölderlin oder Lenz; es war aber seine *Misere nicht die des Hofmeisters in irgendeiner kleinen Residenz*, sondern ihr *Schauplatz war Europa*, und darum war er fast als einziger Deutscher vorbestimmt, die europäische Erwiderung auf die Zustände, welche sie veranlaßten, von Grund auf zu verstehen.⁹⁶

Vor dem Hintergrund von Benjamins beschriebenen Aktivitäten um 1930, dem Zeitschriftenprojekt *Krise und Kritik* und seinen Reflexionen *Zur Literaturkritik*, erhellt, dass Benjamin das „Elend der deutschen Intellektuellen“ nicht nur zu Forsters und Goethes Zeiten verhandelte, sondern als ein weiterhin aktuelles Problem. Deutlich wird dies in Benjamins zwischen März 1930 und Februar 1931 geschriebenem, größeren Aufsatz über Karl Kraus, der einen Monat darauf in vier Folgen in der *Frankfurter Zeitung* erschien. Kraus‘ Haltung als Kritiker bestimmte Benjamin mit einem Distichon Friedrich Schillers als Verschränkung „von

94 Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. II, S. 706.

95 Vgl. Benjamin: GS (wie Anm. 61), S. 641–673. Hier S. 657f.

96 Benjamin: WuN (wie Anm. 80) Bd. 10, S. 21 [Hervorhebung FV].

grundherrlichem Edel- und weltbürgerlichem Gradsinn“. Kraus’ „Fluchtpunkt“ mündete in die „klassische Humanität Weimars“ ein, mit einer verklärten historischen Perspektive, die seine Literaturkritik fundiere: „[d]ie bürgerlich-kapitalistischen Zustände zu einer Verfassung zurückzuentwickeln, in welcher sie sich nie befunden haben, ist sein Programm.“⁹⁷

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Benjamin bei aller Kritik an Mehring an einem auch über ihn vermittelten literaturhistorischen Blick die Konsequenz einer Verschiebung von politischer und literaturkritischer Strategie im Kontext der deutschen Verhältnisse zog. Dies zumindest legt eine die Literaturkritik betreffende Überlegung in der längeren Notiz *Falsche Kritik* nahe, entstanden vermutlich im Umkreis des Kraus-Aufsatzes,⁹⁸ wonach die „kritische Misere Deutschlands“ darin bestehe, „daß die politische Strategie selbst im extremsten Fall des Kommunismus sich nicht mit der literarischen deckt.“⁹⁹

Benjamin setzte die kritische Beschäftigung mit Intellektuellen-Konzeptionen in *Linke Melancholie* fort, einer Rezension zu drei Gedichtbänden Erich Kästners¹⁰⁰, die, von der Redaktion der *Frankfurter Zeitung* abgelehnt, 1931 ebenfalls in der sozialdemokratischen *Gesellschaft* erschienen war. In ihr zählte Benjamin Kästner neben Walter Mehring und Kurt Tucholsky zur „linksradikalen Intelligenz“:

Mit der Arbeiterbewegung hat sie [die „linksradikale Intelligenz“, F.V.] wenig zu tun. Vielmehr ist sie als bürgerliche Zersetzungerscheinung das Gegenstück zu der feudalistischen Mimikry, die das Kaiserreich im Reserveleutnant bewundert hat. Die linksradikalen Publizisten vom Schlag der Kästner, Mehring oder Tucholsky sind die proletarische Mimikry des zerfallenen Bürgertums. Ihre Funktion ist, politisch betrachtet, nicht Parteien sondern Cliquen, literarisch betrachtet, nicht Schulen sondern Moden, ökonomisch betrachtet, nicht Produzenten sondern Agenten hervorzubringen. [...] Kurz, dieser linke Radikalismus ist genau diejenige Haltung, der überhaupt keine politische Aktion mehr entspricht. Er steht links nicht von dieser oder jener Richtung, sondern ganz einfach links vom Möglichen überhaupt. Denn er hat ja von vornherein nichts anderes im Auge als in negativistischer Unruhe sich selbst zu genießen.¹⁰¹

Der Passus zeigt, wie sehr Benjamin bemüht war, die Kritik einer bestimmten Intelligenz nicht aus ihren Intentionen heraus zu bestimmen, sondern in ökonomischen, politischen und literarischen Verhältnissen als „Funktionen“. Nicht „Cliquen“, „Moden“ oder „Agenten“ sollten hervorgebracht werden, sondern,

97 Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. II, S. 363.

98 Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. VI, S. 739.

99 Benjamin: GS (wie Anm. 61) Bd. VI, S. 176.

100 Kästner, Erich: *Herz auf Taille* (1928), *Lärm im Spiegel* (1929), *Ein Mann gibt Auskunft* (1930).

101 Benjamin: WuN (wie Anm. 80) Bd. 13.1, S. 302f.

keinesfalls negativ konnotiert: „Parteien“, „Schulen“ und „Produzenten“. Diese Positionierung Benjamins mag überraschen, doch sie hängt zusammen mit seiner Forderung nach einer Beschäftigung mit der Arbeiterbewegung, mit einem indirekt organisierenden Bezug der Schriftsteller, deren Arbeit in der gesellschaftlichen Praxis mit politischen Aktionen müsse korrespondieren können, statt sich in „Zirkeln“ von ihnen zurückzuziehen. Sie steht zugleich in einem Zusammenhang zu Benjamins Position einer – im Unterschied zu Brecht¹⁰² – fokussierenden Adressierung der linksbürgerlichen Intelligenz im Kontext von *Krise und Kritik*, seinen Reflexionen *Zur Literaturkritik* und seinen Hauptveröffentlichungsorten in dieser Zeit.

Auf der anderen Seite grenzte sich Benjamin schon in seiner Kracauer-Reszension gegen einen schriftstellerischen Aktivismus ab, indem er zwischen direkter und indirekter Wirkung der literarischen Produktion unterschied. Während erstere politischen Aktionen vorbehalten und insofern „nur aus der Praxis hervorgehen“ könne, bestünden letztere in der „Politisierung der eigenen Klasse“. Diese „indirekte Wirkung“ – bei Kracauer „eine konstruktive theoretische Schulung“ – sei, so Benjamin in einer Formulierung die ihn selbst einzuschließen scheint, „die einzige, die ein schreibender Revolutionär aus der Bürgerklasse heute sich vorsetzen kann.“¹⁰³ Das mit der Adressierung verbundene Vorhaben einer Politisierung der eigenen Klasse wird dabei einen Grund für Benjamins zeitweise erwogenen, aber letztlich ausgebliebenen Eintritt in die Kommunistische Partei darstellen. Die Kritik am „linken Radikalismus“, der „links nicht von dieser oder jener Richtung“ stehe, „sondern ganz einfach links vom Möglichen überhaupt“, erweist sich bei aller Schärfe im Kontext der Debatte um ein elitäres Intellektuellenverständnis und seiner historischen Dimension in Deutschland als sachbezogen. Es fragt sich nur, ob der moralisierende Vorwurf des Selbstgenusses in „negativistischer Unruhe“ Benjamins Programmatik einer „Politisierung der Intelligenz“ dienlich war.

Ich fasse noch einmal zusammen: Die Aufgabe der „sozial freischwebenden Intelligenz“ sah Mannheim in der harmonisierenden Synthese eines politisch verwertbaren Theorieangebots den Produktionsverhältnissen scheinbar entbogener Intellektueller für die gesamte Gesellschaft, das sich geschichtsphilosophisch einerseits durch eine, Mannheim zufolge: neu eingetretene, unvermittelbare Divergenz politischer Positionen zu legitimieren suchte, während andererseits gerade die Heterogenität der Bildung ihre Abgehobenheit begründen sollte. Benjamin dagegen

¹⁰² Peitsch, Helmut: „In den Zeiten der Schwäche“: Zu Spuren Brechts in der europäischen Debatte über engagierte Literatur. In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur 3 (1998). Special Issue: Bertolt Brecht. S. 358–372. Hier S. 362.

¹⁰³ Benjamin: WuN (wie Anm. 80) Bd. 13.1, S. 242.

fragte, wie Speier in Bezug auf den Bildungsbegriff, nach der historischen Entstehung und Überlieferung eines solchen intellektuellen Selbstverständnisses, das entdemokratisierenden Tendenzen umso weniger entgegenzusetzen hatte, als sein Führungsanspruch und sein Rückzug auf kleine Zirkel theoretischer Produktion die Abgrenzung von gesellschaftlichen und politischen Kräften zur Voraussetzung hatte. Dieser historische Blick brachte mindestens dreierlei Konsequenzen in Benjamins Überlegungen zur Autorschaft mit sich, die im Kontext der skizzierten Debatte beanspruchen konnten, weiterentwickelnde Theoretisierungen darzustellen. Zunächst die Konkretisierung der spezifischen Produktionsverhältnisse auch literarischer Produktion, ihrer Rezeption und Verbreitung, verbunden mit der Frage nach der sozialen Stellung der Intellektuellen in diesem Prozess. Damit war zugleich eine über die Autorintentionen hinausgehende Reflexion „indirekter Wirkung“ theoretischer und schriftstellerischer Arbeit in einem gesellschaftlichen Rahmen verbunden, indem Benjamin über Fragen der Adressierung einer linksbürgerlichen Teilöffentlichkeit nachdachte und seine kritische Tätigkeit in Überlegungen zu demokratisierender publizistischer Kommunikation einbettete.